

Von Jahr zu Jahr

Autor(en): Michael Schindhelm

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1997

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/fd705e73-9289-4cf8-b9eb-be27de9c179e>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Michael Schindhelm

Von Jahr zu Jahr

365 Tage Basel

Im Theater gilt eine andere Zeitrechnung. Für uns ist der Arbeitstag geteilt: Man probt am Morgen von 10 bis 15 Uhr, abends probiert oder spielt man bis 23 Uhr, dazwischen sind vier Stunden Pause (oder meistens auch nicht). Danach ist die Welt in Basel meist schon schlafen gegangen. Diese Ungleichzeitigkeit des Lebens innerhalb und ausserhalb des Theaters ist die Voraussetzung für unseren sozialen Autismus. Wer keine geregelte Freizeit kennt und beruflich zur Hochform aufläuft, wenn andere Wochenende oder Festtage feiern, bleibt unter seinesgleichen. Theaterleute kennen meist nur Theaterleute. Das grösste Basler Geschenk an uns war denn auch die Aufhebung der Polizeistunde: Endlich Kneipen, in denen man nach den Proben und Vorstellungen noch Abendessen kann. Endlich die Möglichkeit eines Lebens nach dem Leben auf der Bühne.

Neujahrstage sind also auch nicht von grosser Relevanz am Theater. Unsere Jahre, unsere Spielzeiten wechseln von Juli zu Juni. Am 1.1. schreiben die Disponenten und Inspizienten eine neue Zahl in ihre Pläne und Vorstellungsberichte, sonst bleibt alles beim alten. Wahrscheinlich haben Theaterleute deshalb auch nie gute Vorsätze. Für die Bühnentechniker begann 1997 beispielsweise mit schweren Dekorationsarbeiten auf der Bühne früh um 7 Uhr. Am Abend zuvor hatten Wernicke und Homberger ihre erregende WINTERREISEN-Version uraufgeführt, während Basel 1996 zu Ende feierte. Wieviel Stadtleben dringt in jenes labyrinthische Betongehäuse, das man Stadttheater nennt? Wieviel sehen wir von Basel, eingesponnen in unsere autistische Ausdrucks-Welt! Wir erzählen etwas von einer Welt, in der wir nicht ganz zu Hause sind. Die Bretter, die diese

Welt bedeuten, offenbaren ein grosses nachrichtenloses Vermögen; seine Herkunft, die Herkunft unserer Kunst, ist oft nicht zu bestimmen.

Und doch ist 1997 im Theater anwesend. Nicht nur, weil die heikle Schweizer Vergangenheit auch uns angeht, oder die Erinnerung an den Chemieunfall vor zehn Jahren. Bewusstseinswandel, der dem Aussenstehenden ins Auge fällt: Hätte man die Chemie vor zehn Jahren noch am liebsten vertrieben, so geht heute die Angst um, sie könnte Basel verlassen. Und die Anekdote dazu: Während am 1. November 1986 TV und Radio pausenlos dazu aufriefen, zu Hause zu bleiben und Türen und Fenster geschlossen zu halten, wurden mancherorts noch Strafzettel für Falschparker verteilt. Es gibt zwar kein richtiges Leben im falschen, aber Ordnung im Chaos. Überhaupt müsste die Weltordnung, wenn es sie geben könnte, eine schweizerische sein. Ausländer, die in Zürich Wohnsitz nehmen, heisst es, erhalten zur Begrüssung einen offiziellen Müllsack. Meine Frau, von einer Politesse zur bussgeldlichen Ordnung gerufen, weil sie ihr Auto vor der Garage geparkt hatte, löste grösste Betroffenheit aus, als sie gestand, das Auto seit Monaten an dieser Stelle unbehelligt zu parken: Wieso das die Nachbarn nicht längst angezeigt hätten? Mein erster Winter in Basel. Plötzlich glaube ich, dass diese Stadt tatsächlich die zweitmeisten Sonnentage in der Schweiz hat. Streifzüge durch den Jura, Schnee und Himmel, wie sie Nietzsche von Ligurien beschrieben hat. Du hast keine Zeit, nutze sie! Manchmal schaffe ich es an Sonntagnachmittagen zum Passwang oder Schelten, meine wechselnden Begleiter – sie kommen aus London, Berlin oder Wien –



klagen manchmal über meine Parforce-Waldgänge. Oft sind die Bilder eben innen, nicht aussen.

Aber die Theatermaschine holt mich schnell zurück. Im Januar werden die ersten Produktionen abgespielt, zum Beispiel UN BALLO IN MASCHERA. Es gibt die ersten Abschiede. Joachim Schlömer probiert ORFEO, die Leute sind dann gespalten, wie immer. Man spricht von Offenbarung, aber ich lese auch wütende Briefe: Herumrennen, Musik-Kaputtmachen u.s.w. Besuch aus Zürich zu SNOB in der Komödie. Das Schauspielhaus hat seine Abonnenten nach Basel eingeladen, um die Aufführung mit seiner eigenen zu vergleichen. Im Tagesanzeiger war zu lesen: <Kantersieg Basels über Zürich. Was

im Fussball unmöglich ist, im Theater geschieht's!> Apropos FCB: Offenbar das Schmerzenskind der Stadt. Leichter Ärger darüber, dass die auch noch ermutigt werden, wenn es ganz schlecht steht. Nicht auszudenken, was wäre, wenn wir genauso Theater spielen würden. Vor der anderen heiligen Kuh, der Fasnacht, bin ich dieses Jahr ins Tessin geflohen. Auf der Piazza in Ascona waren die Exilbasler Mitte Februar unter sich. 22°C in der Sonne, die Gletscher am Monte Tamaro, tibetische Stille über dem See. Dabei sind die Fasnachtsexaltationen so etwas wie ein stadt-ethnologischer Schnellkurs: Für ein paar Tage siehst du den Basilisken, wie er sein möchte. Und ich bekomme vorher meine Prominentenversicherung: Das Zofinger Kon-



zärtli erklärt mich zur Lych. Die sanfte Karikatur, eigentlich viel zu sympatisch. So sehen die dich also ...

Auf dem Zürcher Flughafen warten Landsleute mit mir auf den Abflug. Es geht in geübter lautstarker Weise um Altersversorgungen, billige Autos mit Klimaanlage und wasserdichte Sozialpläne. Deutschland, die fremde Heimat. – Basel, die immer näher rückende Fremde. Ich verstehe die Leute inzwischen lückenlos, keine Probleme mehr mit Baseldütsch, sogar, wenn sich der Spengler auf dem Anrufbeantworter für morgen früh ankündigt, um die Dusche zu reparieren. Aber verstehe ich die Leute wirklich? Ostermontagmittag mit Dügg in der Kunsthalle. Wir sind fast allein mit einem riesigen Gladio-

lenstrass in der Mitte des Saales und ein paar steinalten Damen, die sich über den Risotto gebeugt irgendwas zuflüstern. 1897 oder 1997? Eine jüdische Wochenzeitschrift fragt mich, ob ich etwas von Antisemitismus merke. Viel will ich dazu nicht sagen, ich stehe in der Sache kritisch im Ungefähren. Als ich für eine israelische Landwirtschaftsschule im Frühjahr auf dem Barfüsserplatz Orangen verkaufe, sagt mir die Frau, die das organisiert, sie hätte sich das vor einem Vierteljahr nicht getraut.

Ende April dann der Ausflug in die St. Jakobs-halle: Die Zertifikatsversammlung der Basellandschaftlichen Kantonalbank. Debut als Entertainer im Bankgewerbe. Die viereinhalbtausend Baselbieter, sicher dem Theater sonst

wenig zugetan, scheinen beglückt von unserem Auftritt. Das könnte so weiter gehen. Tut es aber nicht. Stattdessen Aufregung im Schauspiel. Nach einer vergeigten NACHTASYL-Inszenierung, zu der ich ironischerweise die Übersetzung geliefert hatte, treten erst der Chefdramaturg Johannsen und dann der Schauspielregisseur Peter Löscher zurück. Ende einer seit langem unseligen Beziehung. Unruhe innen und aussen. Die Zeitungen schäumen vorab, das Ensemble ringt mit und um sich. Was mich nicht umwirft, macht mich stärker. – Die grösste Schwächung ist der Erfolg. Der kommt aber trotzdem. Wir haben viel mehr Zuschauer als erwartet, «trotz» Schlömer und neuer Operndramaturgie. Noch glaube ich an die geistige Beweglichkeit in dieser Stadt. Noch scheint mir ein Paradigmenwechsel am Theater in Sicht, noch halte ich dafür, die Jungen für uns zu gewinnen. Auf dem Höhepunkt eines veritablen Jugendfestivals rings ums Theater gibts eine Technoparty im grossen Foyer bei uns. Die Begegnung von Massenkultur und Establishment, Pop und Elitekunst, wie sie Haussmann ein Vierteljahr zuvor laut und ziemlich folgenlos mit seiner FIGARO-Inszenierung angekündigt hatte. Hat die Begegnung wirklich stattgefunden? Kommt sie noch? Als ich Stefan Bachmann als neuen Schauspielchef inauguriere, hält das deutschsprachige Feuilleton die Sache für entschieden: Jetzt kommen die ganz Jungen, die mit Trash, Comics und Video gross geworden sind. Warten wir's ab.

Im Juni gingen wir erstmal nach Amsterdam und Wien, mit Wernickes AUS DEUTSCHLAND, einer Ausnahme-Inszenierung. Die Holländer wie die Österreicher wurden vom Theater Basel erwischt. Wie zuvor die Leute im Staatstheater Wiesbaden, wo wir die Maifestspiele mit Handels ALCINA eröffnet hatten. Später lese ich dann in der BaZ, wir hätten in unserer ersten Spielzeit die Oper konsolidiert. Ruhig bleiben! Da ist sie wieder, die Basler Zurückhaltung: «'sch rächt gsi» – eigentlich eine Zumutung. Und dann wieder die letzte FIGARO-Vorstellung: Jens Larsen und Christoph Homberger, Sänger im Ensemble, hatten entdeckt, dass eine Dame in der ersten Reihe keine der 23 Vorstellungen ausgelassen hatte. Basel ist begeisterungsfähig. Auch seine Ab-

lehnungen strotzen vor Begeisterung. Vor negativer eben. Mit wieviel Jubel hat doch das Volk die Idee der Technokraten abgelehnt, auf dem Theaterplatz ein neues Schauspielhaus zu bauen. Die Leserbriefseiten der BaZ erreichten Joggeli-Stimmung. Am ersten Amtstag der neuen Baudirektorin hatte man mir das Projekt vertraulich vorgestellt. Nicht schlecht eigentlich. Aber eine Veränderung. Die Ahnung, dass das nicht durchsetzbar ist, beschlich mich schon damals. Zuweilen erinnert auch diese Stadt an das Mikadoprinzip: Wer sich bewegt, hat verloren.

Juni 1997, ein Jahr geht zu Ende. Ein Spielzeitjahr. Mit einer letzten ELEKTRA, einer letzten SCHROFFENSTEIN-Vorstellung. Der Bündelitag ist nicht mehr fern, Theaterleute feiern Silvester: in Honolulu oder im Schwarzwald oder – wie ich – in der Toscana. Basel hatte nämlich seit Mai bewiesen, auch die Stadt mit den zweitmeisten Regentagen in der Schweiz zu sein. Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühen?

Der Sommer blieb feucht. Selbst im Süden sah man regenverhangene Himmel häufiger als sonst. Erst recht am Oberrhein. Mit respektvoller Zurückhaltung hatten wir den Bundesfeiertag noch am Comersee abgewartet, ehe wir nach Hause zurückkehrten. Kurios: In Deutschland wird das neue Kalenderjahr mit Feuerwerk und ähnlichen enthusiasmierenden Illuminationen eingeleuchtet, in der Schweiz ist es der 1. August, Vorbote eines neuen Theaterkalenderjahres. Diesmal geriet die Blitz- und Knallfeier mancherorts in Schwierigkeiten. Gewaltige Gewitter löschten auch in Basel das regierungsrätliche Beleuchtungsfest. Fingerzeig aus dem Olymp? An imposantem Feuerwerk aus der Höhe soll jedenfalls zu diesem Anlass kein Mangel gewesen sein.

Neue Spielzeit – neuer Elan? Gewiss, wenn auch nicht gleichmässig verteilt. Wie unterschiedlich sind die Perspektiven ein Jahr nach dem Beginn! Während die einen ihren ehrgeizigen Weg an die Spitze weitergehen, ist anderen die Unsicherheit anzumerken, ob diese Stadt und dieses Theater der richtige Ort zur Entfaltung sind. Am 12. August versammle ich alle Leute aus der Technik, der Verwaltung und den künstlerischen Sparten im Foyer. Kurzes

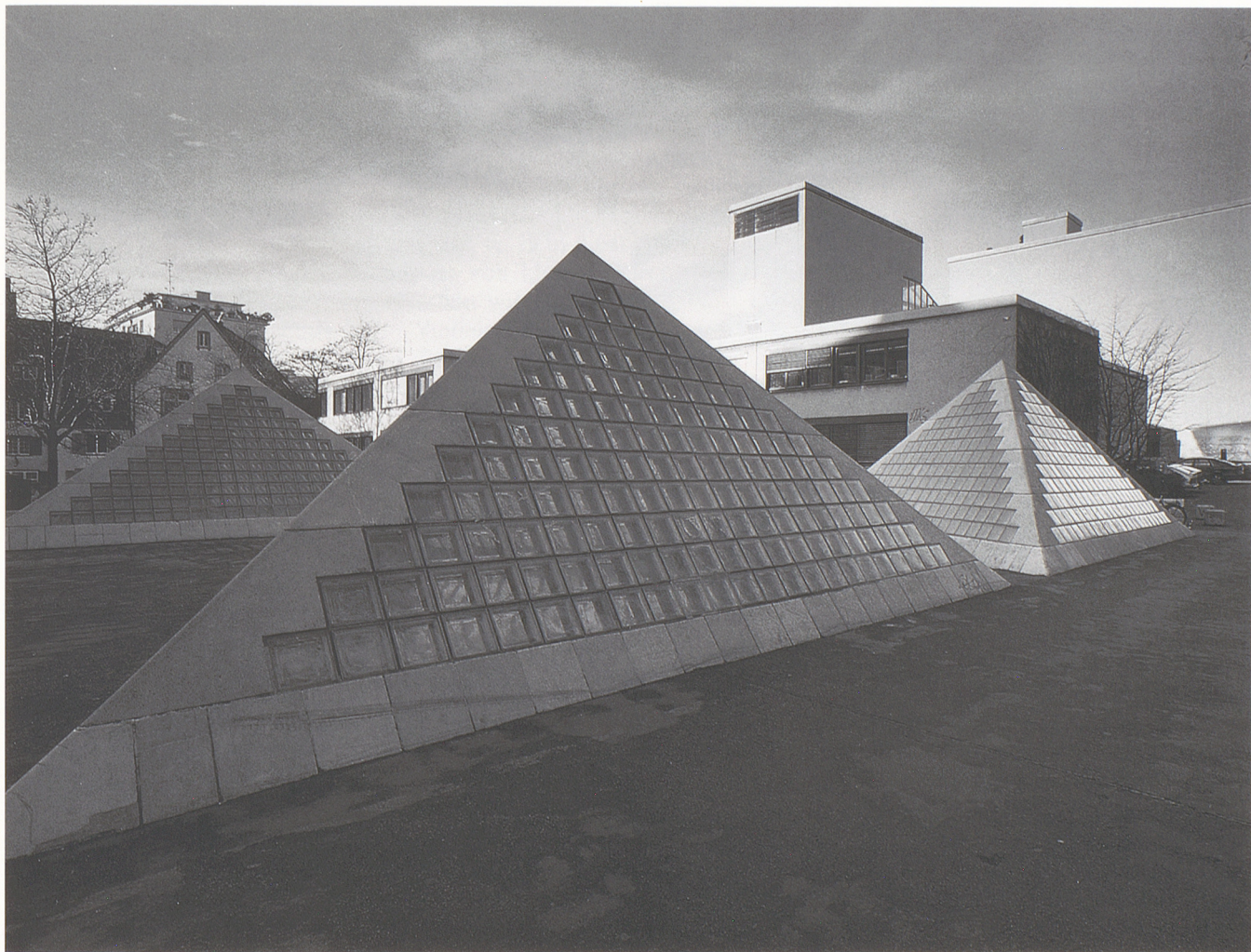
gemeinsames Innehalten vor dem Start, so ist es immer, ein Ritual. Noch ein paar Wochen hinter verschlossenen Türen arbeiten, bevor die Schleusen wieder aufgehen und der Vorhang hoch. Der Monat August: Das ist die Sammlung vor der Präsentation, die Konzentration vor der öffentlichen Inanspruchnahme. Aber im Haus steht die Zeit nicht still: Oper, Tanz, Schauspiel – sechs Produktionen werden einstudiert. Im Schauspiel beginnt es wieder heikel. Der in New York lebende deutsche Autor Klaus Pohl hat den Text seines neuen Stücks nicht geliefert, das Peter Löscher am Anfang der Spielzeit in der Komödie herausbringen sollte: «Celima», ein Text über Basel und nachrichtenlose Vermögen. Statt dessen hatten wir nun zunächst nachrichtenreiches Unvermögen, denn bereits die gehässigen Kommentare in der BaZ zu unserer Ankündigung, Peter Löscher werde anstelle von «Celima» ein mit dem jetzigen Chefdramaturgen John von Duffel entwickeltes Projekt unter dem Titel SCHWEIZ FÜR AUSLÄNDER inszenieren, liess Schlechtes vermuten. Überhaupt war das Schauspiel bald im feuilletonistischen Fadenkreuz der einheimischen Presse. Die Haltung bei einigen Journalisten war schnell auszumachen und auf den Punkt zu bringen: Warten auf den neuen Schauspielregisseur Bachmann in der nächsten Spielzeit, keine Geduld, keine Lust mehr auf die Mannschaft, die vor einer Spielzeit angetreten und zunächst glücklos geblieben war. Vor allem von Duffel wurde schwer bedrängt. Für sein Stück SAURIER-STERBEN, das im November Premiere hatte, bekam er fast ausschliesslich Schelte. Den Vogel schoss wieder einmal die BaZ ab: Die Kritikerin warf von Duffel in schnoddrigem Ton Amtsmissbrauch vor, indem er als Chefdramaturg sein eigenes Stück in den Spielplan lanciert hätte... Gerechtigkeit löst sich in Adrenalin auf.

Doch zuvor hatte es freundlichere Anlässe gegeben. Zeichen fast familiärer Gemeinsamkeit unter Theater- und übrigens auch Orchesterleuten, wie man sie sich an anderen Theatern kaum vorstellen kann. Mitte August rüstete alles zu einem Betriebsausflug, den der Verwaltungsdirektor Ivo Reichlin mit einem kleinen Komitee vorbereitet hatte. Per Zug oder Velo nach Neuchâtel, per Schiff nach Murten, dann nach

Avenches: ein paar Hundert Leute, vom Abwart bis zum Verwaltungsratspräsidenten, von der Pensionärin bis zur Sopranistin – Stunden, die für mehr Verständnis und Gegenseitigkeit sorgen als Dutzende von Motivationsseminaren. Besuch aus Weimar, der Stadt der deutschen Klassik: Lutz Vogel, seines Zeichens Kulturdezernent, ein Freund. Bei einer Ausstellungseröffnung zum Dorffest in Allschwil werden die Schöpfungen der Vegetationskünstler, die das Buffet gestaltet haben, mehr geschätzt als die Werke an den Wänden. Mehrere Redner: Der Regierungspräsident aus Baselland beeindruckt die deutschen Gäste mit seinen klaren und starken Worten zum Kulturvertrag. Soviel Optimismus hätte ich auch gern. Am nächsten Tag in Engelberg, es ist Sonntag, euphorisierendes Wetter. Vor der Fahrt auf den Titlis in einem halbdunkeln Cafe über TV die Nachricht von Lady Di's Tod. Die ersten unsäglichsten Statements aufrechter Schweizer Mütter. Die Hysterie in nuce – Vorankündigungen für die nächsten Tage. Erster Gedanke: Wäre ich Andrew Lloyd Webber, ich würde ein Musical im Stile von «Evita» schreiben. Noch wusste ich nicht, dass Elton John noch cleverer war.

Nach dem überraschenden Rücktritt Felix Oeris als Präsident der Stiftung Basler Orchester beginnen die Spekulationen und Verhandlungen. Irgendwann, nach Gesprächen über Gespräche mit Orchestervorstand, Direktor, Stiftungsausschuss, Dirigent Mario Venzago, Staatsdelegierten etc. ist der Vorschlag auf dem Tisch, den ich noch Wochen zuvor für völlig absurd gehalten hätte: Thomas Staehelin und ich sollen die Sache gemeinsam machen. Wir machen's, am 15. September werden wir gewählt. Am Wochenende zuvor hatten wir die Spielzeit eröffnet. Mit einem schönen Fest für Kind und Kegel, das wir gemeinsam mit der Offenen Kirche Elisabethen und der Kunsthalle veranstaltet hatten. Es ging um Geldsammlungen für die Sanierung des Kunsthallendaches. Dann die erste Premiere: TURANDOT. Nach den ersten beiden Akten waren die Leute vor Begeisterung aus dem Häuschen, nach dem dritten vor Empörung: Der Regisseur Wolfgang Engel hatte den Schluss des Stücks als freie, pantomimische Improvisation von zwei Schauspielern erzählen lassen. Meine eigenen Bedenken wur-

«Noch glaube ich an die geistige Beweglichkeit in dieser Stadt.» ➤



den damit bestätigt und verstärkt. Meine Anrufe bei Engel in den darauffolgenden Tagen endeten mit Dissens. Wir liessen die Schlusszene nicht mehr spielen, erst recht, nachdem im Hause der Druck auf die künstlerische Lösung nicht mehr aufzuhalten war. Engel zog seinen Namen aus dieser Arbeit zurück. Ein ärgerlicher Medienkrach, vor allem aber das Ende einer sympatischen Verbindung zu jenem Regisseur, der mich 13 Jahre zuvor für das Theater gewonnen hatte...

Basel im Oktober, so leer wie nie. Trotz Depression und Zukunftssorgen, alles fährt in die Ferien – und lässt uns zurück. Nur zögerlich füllen sich die Vorstellungen, was ist los? Wollen uns die Leute nicht mehr? Zum Glück geht

es anderen auch so, zum Beispiel den Swiss Indoors. Vier Wochen später sind die Basler wieder da und alle Sorgen weg. Oder? «Michael Schindhelm für das Musical-Theater» lese ich gerade in der Zeitung. Vorausgegangen waren Gespräche mit den Herren Messedirektoren über das Gershwin-Musical «Crazy for You» und über den Versuch, diese Theaterform in Basel zu halten. Mehr als ein paar Tips hatte ich zu diesem Zeitpunkt nicht geben können, an mehr Engagement von mir war nicht zu denken. Keine Fusion zwischen Musical und Theater. – Mit der Regisseurin Barbara Bilabel reise ich im Oktober nach Moskau und St. Petersburg, wir sind auf der Suche nach neuen russischen Theaterstücken. Eine Fahrt wie im



Rausch. Das Land, das ich so gut kenne, gerät endgültig aus dem Gleis – das Chaos des 21. Jahrhunderts kündigt sich an, drei Flugstunden von der gemütlichen Schweiz entfernt. Wie lange wird die Gemütlichkeit noch dauern?

Zunächst mal sorgt eine neue Fusion für Erschütterungen: UBS + SBV = UBS. Wo bleibt Basel bei diesem Deal? Die Sonderausgabe der BaZ am Tag der Pressekonferenz kündigt auf derselben Seite gewaltige Kursgewinne und Arbeitsplatzverluste an. So erreicht El Niño auch Basel, der Sturm der Globalisierung verweht alle Rütlichswüre. Dabei geht die Imagediskussion weiter. Die Gründlichkeit, mit der man sich in der Debatte um die nachrichtenlosen Vermögen in die Malaise geredet hat, ist schwei-

zerisch. Welche Werbeagentur besorgt diesem Land jetzt ein neues CI?

Ernst Beyeler hilft. Mit einem Museumsbau für die öffentliche Präsentation seiner grandiosen Sammlung, bei dessen Eröffnung die Kunstwelt den Atem anhält. Die Kunst und die Architektur für die Kunst – ein vornehmer Abschiedsgruss aus dem 20. Jahrhundert. Ganz anders als das Getty-Museum von Richard Meyer, das kurz darauf in Los Angeles eröffnet wird. So wird Riehen zu einer Metropole der Weltkunst und zerbricht sich den Kopf darüber, wo die Museumsbesucher ihre lästigen Autos parken werden. Das Grosse, scheint es, muss sich auch in Basel *gegen* statt *mit* der Allgemeinheit durchsetzen.

Ist ein Theaterneubau am Ort des alten Stadttheaters Kühnheit oder Barbarei? Wohl weder das eine noch das andere. Ich gehöre einer Jury an, die Mitte Dezember den Gewinner des Architekturwettbewerbes präsentiert. Mit dem Projekt könnten auch wir leben, aber die Leute? Schon vorher weiss man auf der Strasse, dass dieses Theater nie gebaut wird. Die Ablehnung ist gründlich. Der Platz, an dem einst das alte Stadttheater stand, ist von kleinen Kastanien bestanden. Ein bisschen wie ein Friedhof, ein Gedächtnis-Hain. Vielleicht daher der furiose Protest: Instinktiv fühlt man, ein neues Theater an diesem Ort sei Leichenschändung. Am 23.11. dann die frohe Botschaft, die für die nächsten Jahre ein finanziell sorgenfreies Arbeiten ermöglicht: Baselland sagt «Ja» zum Kulturvertrag, wenn auch nur mit 60 % von einem Fünftel aller Stimmberechtigten. Kurze Sekulaune, ich lade auf allen Kanälen die Baselstädter und Baselbieter für die ersten zehn Dezembertage zum halben Preis ins Theater ein. Wieder zeigt sich die Event-Begeisterung der Leute, dem Ansturm kann die Billettkasse kaum standhalten. Hingegen wird Basel vorerst nicht Kulturstadt Europas. Braucht diese Stadt den Titel? Wenn überhaupt, dann nicht Kulturstadt «für Europa», sondern für Basel, gegen den Kleinmut im eigenen Hause.

Turbulenzen auch im Spätherbst. Das Schauspielensemble, von dem nach Bachmanns und meinem Willen mehr als die Hälfte der Schauspieler mit Ende der Spielzeit ausscheiden soll, macht in einem offenen Brief auf seine Lage aufmerksam. Die Aktion wendet sich vom Pro-

test ins Gegenteil, gegen die Betroffenen: dass die Lage im Schauspiel nicht gerade produktiv sei, ist der künstlerisch nur teilweise begründete äussere Eindruck.

Während Gérard Mortier, Direktor der Salzburger Festspiele, anlässlich einer Preisverleihung in München vor laufenden Fernsehkameras Basel als derzeit interessantestes Opernhaus proklamiert, und während in Venedig, in New York, Brüssel oder München das Interesse an unseren Produktionen wächst und das TanzTheater zu einer Tournee im Herbst 1998 nach Südostasien eingeladen wird, sind in Basel selbst auch bis Jahresende die Würfel noch nicht gefallen: Kommen die Zuschauer zu uns, weil sie dieses Theater wollen, dieses Theater, das wir machen – oder kommen sie, weil sie halt kommen? Und kommen sie nächstes Jahr wieder? Auch, nachdem Nigel Lowery, dieser originelle englische Regisseur und Ausstatter, den Albrecht Puhmann und ich am Covent Garden in London entdeckt hatten, seine sehr ernst gemeinte und das Märchen und die Musik ernstnehmende HÄNSEL UND GRETEL-Version präsentiert hat? Am 30. Dezember fand mit dieser Oper die letzte Premiere des Jahres 1997 auf der Grossen Bühne statt; einen Tag später dann die Uraufführung von Wernickes BEAUTY RETIRE: die nun endgültig letzte Kunstformung vor dem Ausklang des Jahres.

Es gibt Stunden, in denen ist Basel eine Metropole. Und es gibt Stunden, in denen ist diese Stadt die letzte Provinz. Wir wissen vorher nie, welche Stunde es schlägt.